Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 546. **Montag** den 26. Oktober 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 26. Oktober.

Abg. Richter und die Franckensteinsche Klausel.

Am Donnerstag voriger Woche wiesen wir an dieser Stelle darauf hin, daß Herr Eugen Richter gegen das Bestreben, die Matrikularbeiträge der Einzelstaaten auf gleicher Höhe aus den Ueberweisungen des Reiches zu halten, ankämpfe, dieses Bestreben „bayerische Finanzpolitik im Reiche" nenne und die Behauptung aufstelle, es sei für Preußen und Bayern eine ganz leichte Sache, 15 bezw. 2,4 Millionen Mark an Matrikularbeiträgen zur Balanzierung des Reichsetats für 1903 aufzubringen. Wir machten demgegenüber den Führer der Freisinnigen Volkspartei darauf aufmerksam, daß Preußen und Bayern noch nicht das Reich bilden und daß Sachsen und die übrigen Einzelstaaten auch Berücksichtigung verdienen. Wie schmerzlich gerade Sachsen die Schwankungen zwischen Ueberweisungen und Matrikularbeiträgen empfinde, brachten wir durch eine Stelle aus Geheimrat Dr. Georgis Schrift „Der Staatshaushalt des Königreichs Sachsen" zur Anschauung und knüpften daran die Bemerkung, daß auch Herr Richter gegen die Schlüsse Dr. Georgis nichts Stichhaltiges einzuwenden wissen werde. In dieser Annahme haben wir uns nicht getäuscht. Herr Richter kommt in seiner „Freis. Ztg." auf das Thema zurück und verzichtet darauf, die Uebelstände zu bestreiten, die in Sachsen sowohl wie in anderen Einzelstaaten durch jenes Schwanken zu Tage getreten sind. Und da er durch die Anerkennung der Uebelstände sich gezwungen sieht, auch seinen Einspruch gegen das Bestreben, Matrikularbeiträge und Ueberweisungen auf gleicher Höhe zu halten, aufgeben muß, so macht er zur Beseitigung der Schwankungen folgenden Vorschlag: „Woher sind diese Schwankungen gekommen? In der Hauptsache durch neue Finanzgesetze, durch den jetzt beseitigten Zustand der Zuckersteuer und die verschiedenen Zollerträge. Wenn die Zolleinnahmen von den Ueberweisungen ausgenommen würden, würden Schwankungen in nennenswertem Umfange kaum noch vorkommen." — Bekanntlich bestimmt das Reichsgesetz vom 15. Juli 1879 in der sogenannten Franckensteinschen Klausel, daß der Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer, der die Summe von 130 Mill. Mark in einem Jahre übersteigt, den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe der Bevölkerung, mit der sie zu den Matrikularbeiträgen herangezogen werden, zu überweisen ist; durch das Gesetz von 1896 ist der Betrag von 130 Mill. Mark auf 143 erhöht. Die Gesamteinnahmen aus den Zöllen jedoch betrugen im Jahre 1900 rund 465 Mill. Mark und sind für 1903 auf rund 472 Mill. Mark veranschlagt, während der Ertrag der Tabaksteuer für beide Jahre rund 12 Mill. Mark ausmacht. Das Festhalten an der Franckensteinschen Klausel bildet bekanntlich den Eckstein der Reichsfinanzpolitik des Zentrums. Zentrumspresse und „Freisinn. Ztg." haben sich in diesen Tagen wiederholt gegenseitig zitiert, da beide nicht damit einverstanden sind, daß die Ueberweisungen und die Matrikularbeiträge auf gleicher Höhe gehalten werden. Die klerikal-freisinnige Uebereinstimmung im Punkte der Reichsfinanzpolitik wird aber rasch in die Brüche gehen, wenn die Franckenstein'sche Klausel, wie der obige Vorschlag der „Freisinn. Ztg." es beabsichtigt, zu bestehen aufhören soll. Deshalb ist die fragliche Auslassung des Richterschen Organs von nicht geringem Interesse. Von Wohlwollen für die Einzelstaaten ist sie freilich nicht eingegeben, aber sie beweist doch wenigstens, daß im Lager der Gegner einer Verbesserung der Lage dieser Staaten Uneinigkeit herrscht.

Braunschweigisches Welfentum.

Das gemeinsame Organ der braunschweigischen Landespartei und der braunschweigisch-welfischen Partei begeht den Gedenktag der Leipziger Völkerschlacht in einer Art, welche die Uebereinstimmung des braunschweigischen und des hannoverschen Welfentums unwiderleglich dartut. Ganz im Stile der hannoverschen Welfenpresse nämlich wird die Zeit des Deutschen Bundes als eine Periode deutscher Eintracht und Brüderlichkeit verherrlicht, ohne der Ohnmacht zu gedenken, die für das deutsche Volk als Gesamtheit mit dem lockeren und unfruchtbaren Gebilde jenes Bundes verknüpft gewesen ist. Hierzu gehört naturgemäß die leidenschaftlichste Anklage alles dessen, was seit 1866 geschah. „Die deutschesten der Fürsten", so schreibt das braunschweigische Welfenorgan an leitender Stelle, „sind verjagt, ihre Friedenshände abgewehrt und gerade diejenigen deutschen Lande ein Raub der Mißgunst geworden, die sich um das Wohl und Wehe des Ganzen am meisten bewährt haben. . . . Legitimität und wahrhafte Fürsten- und Landestreue sind zur hohlen Phrase, aus Männern mit Freiheitsdrang und edelstem Streben solche der Knechtschaft und rein materieller Bestrebungen geworden. . . . Aber noch nicht genug damit. . . . Wer hätte es je für möglich gehalten, daß in der alten deutschen Stadt Hannover ein Denkmal für einen Mann errichtet wird, der das Land vom Fürsten bis auf den einfachsten Arbeiter heraus vergewaltigt, die Söhne der Helden von Waterloo verspottet, ihre deutsche Ehre mit Schimpf und Hohn angegriffen hat? Wo waren die preußischen Behörden, als sie eingewanderten jungen Männern zu sagen verpflichtet waren: bleibt hier weg mit der Feuersäule, habt Einsehen mit den Gefühlen des niedersächsischen Stammes? War denn niemand da, der sich noch schämen und ein Veto einlegen konnte gegen ein solches, die Bevölkerung tief verletzendes Vorhaben? Es ist wahrlich genug des Traurigen, daß althannoversche Offiziere sich zur Feier des 100jährigen Bestehens preußischer Regimenter, in die ihre alten Regimenter traditionell verschlungen sein sollen — wie gesagt wird, auf höheren Befehl —, einladen lassen müssen. Kann man sich denn gar nicht vorstellen, welchen Eingriff in die Seele eines alten deutschen Offiziers man damit begeht?" — Angesichts der vorstehenden Auslassung, die sich, wie oben bemerkt, an der Spitze des braunschweigischen Welfenorgans findet, ist es nicht zuviel gesagt, wenn man die vollständige Identität des braunschweigischen und des hannoverschen Welfentums feststellt. Im Hinblick auf die praktischen Ziele des braunschweigischen Welfentums ist solche unverblümte Aussprache nur zu begrüßen.

Der Kriegsminister André über die jüngsten französischen Manöver.

In seiner in Clermont-Ferrand nach Beendigung der jüngsten französischen Manöver am Vercingetorix-Denkmal gehaltenen Rede bemerkte General André, daß die Ergebnisse der französischen Manöver im Auslande in einer Weise beurteilt würden, die zum größten Stolz berechtige. Fremde Offiziere — nicht die Militärattachés — die den Manövern als Zuschauer folgten, hätten dieselben in Artikeln und Briefen geschildert, die nur auf einen begrenzten Kreis berechnet gewesen seien, von denen er jedoch Abschriften gesehen habe. Alle aber stimmten in der Anerkennung des großen Fortschritts der französischen Armee überein. Sie erkannten an, daß die Ausdauer der französischen Soldaten größer wie die der Mannschaften irgend einer anderen europäischen Nation sei, und von besonderem Interesse sei das Lob zu vernehmen, das sie den Truppen zollten. Der Kriegsminister fügte hinzu:

„Unsere Artillerie ist zur Zeit in Europa ohne Rivalen und unsere Kavallerie ist die Ursache ernster Reflexion für diejenigen, die das größte Interesse an unserer Heeresorganisation nehmen. Was unsere Infanterie betrifft, so war ihr Verhalten bei den Manövern rühmenswert. Namentlich manövrierte das XIII. Armeekorps im Geiste der neuen Infanterievorschriften. Wir werden diese Vorschriften nochmals zu revidieren haben, und zu diesem Zweck wird eine Kommission ernannt werden. Wenn dieselbe ihre Arbeiten beendet hat, werden wir wissen, wohin wir zu gehen haben und welche Grundsätze uns leiten sollen."

Dem selbstgefälligen Inhalt dieser offenbar pro domo gehaltenen Rede General Andrés gegenüber steht das abfällige Urteil des französischen Fachkritikers Ch. Malo in den jüngsten Nummern der „Débats" über die Manöver, das sich in folgenden Sätzen resumiert:

„Die großen Manöver vermochten im allgemeinen nur so viel zu beweisen wie alle Scheindarstellungen, und zwar recht wenig, und betreffs der Taktik so gut wie nichts, was diejenigen auch sagen mögen, die durch sie zu glänzendem Ruf zu gelangen streben. Die wichtigsten Kampfmomente, das moralische Element der Truppen und die Feuerwirkung fehlten bei ihnen. Die großen Schwärme der neuen Taktik führten zu weitgehender Zersplitterung und die „gemischten Abteilungen" zur Verwirrung. Die herzeitigen großen französischen Manöver bildeten das Gegenteil der Belehrung und praktischen Erfahrung. Alles bei ihnen war Konvention, Phantasievorstellung und Zerfahrenheit, die Offiziere lernten nichts durch sie und die Mannschaften noch weniger."

Wenn dieses Urteil auch als zu schroff erscheinen muß, so geben doch offenbar die Anhänger der alten, wenn auch unerläßlichen Modifizierungen unterworfenen Taktik, zu denen Ch. Malo zählt und deren Hauptvertreter General Langlois ist, den Kampf gegen die Anhänger der „neuen Taktik", die ihren Hauptrepräsentanten in General de Negrier erblicken, keineswegs auf, und man darf daher gespannt sein, welchen Widerstand der Kriegsminister André, der den Anschauungen der neuen Schule geneigt zu sein scheint und eine abermalige Revision der taktischen Vorschriften in Aussicht stellt, ihnen zu leisten im stande sein und zu welchen Neuerungen auf Grund der neuen Anforderungen er sich auf dem Gebiete der napoleonischen Taktik hinreißen lassen wird. Diese ist zwar hinsichtlich der Verwendung von Kolonnen und der überwiegenden Anwendung des zerstreuten Gefechts sehr erheblich modifiziert worden, in ihren Hauptgrundzügen jedoch auch heute noch maßgebend.

Zanardellis Sturz.

Aus Rom wird der „Köln. Ztg." in Uebereinstimmung mit unserer Auffassung, daß Zanardelli nicht freiwillig vom Schauplatz abgetreten ist, geschrieben: Es ist ein Fall ohne seinesgleichen, der sich gegenwärtig in Italien abspielt. Ein Ministerium geht, ohne daß es diejenigen, die es beauftragt hatten, haben gehen heißen. Ja noch mehr: das Ministerium geht, weil es der König fortschickt. In der Verfassung steht freilich, der König beruft und entläßt seine Minister. Bisher aber war dieser Satz nicht mehr als ein papierener Gedanke; denn der König berief und entließ seine Minister nur, wie und wann die Kammer der Abgeordneten des italienischen Volkes es verlangte; er war dabei nur der Vollstrecker des Willens dieser Körperschaft, und wahrscheinlich würde es einen Sturm im Lande entfacht haben, wenn er unter andern Umständen von jenem Verfassungsartikel Gebrauch gemacht hätte, wie er jetzt davon Gebrauch macht. An Stelle der geschriebenen Verfassung ist eben hier schon lange die ungeschriebene Tradition getreten, die aus dem König ein willenloses Werkzeug der Volksvertretung macht. Als Viktor Emanuel III. den Thron bestieg, glaubten manche, er werde sich auf den Geist der Verfassung wieder besinnen und die Bahnen verlassen, die sein Vater gegangen, um zu denen seines tatkräftigen Großvaters zurückzukehren. Ist die Entlassung des Ministeriums Zanardelli jetzt ein Schritt in dieser Richtung? Wer das glauben wollte, vergißt, daß Viktor Emanuel III. in den drei Jahren seiner Regierung sich als den konstitutionellsten Fürsten im Sinne der italienischen Tradition gezeigt hat, den man sich denken kann. Er hat nie auch nur den leisesten Versuch gemacht, den Willen der Volksvertretung zu durchkreuzen, und sich bescheiden zurückgehalten auch da, wo er hätte schärfer hervortreten sollen. Wie kommt es nun, daß heute alles befriedigt ist über den Gang der Dinge, mit Ausnahme natürlich der Leidtragenden und ihres Anhangs? Wohl hat der König von seinem verfassungsmäßigen Recht, seine Minister abzuberufen, Gebrauch gemacht in einem Sinne, der von der bisherigen Uebung abweicht; er hat es sogar getan in ungewöhnlich energischer Weise, indem er dem Ministerium deutlich zu verstehen gab, daß es sein Vertrauen nicht mehr habe. Aber er hat damit doch nur getan, was des Volkes Wille war. Wäre die Volksvertretung versammelt gewesen, das Ministerium Zanardelli hätte den gestrigen Tag nicht mehr erlebt, sondern noch vor der Reise des Königs hätte ein Sturm der Entrüstung über die Absage des Zaren es hinweggefegt. Formell liegt also ein selbständiger Akt des Königs vor, der mit der konstitutionellen Tradition nicht im Einklang ist, tatsächlich ist er doch nur die Ausführung dessen, was das Volk will. So verliert er das Aussehen des Ungewöhnlichen und wird von der Mehrheit des Volkes mit Beifall aufgenommen. — Es ist wahr, Zanardelli ist der alte Doktrinär geblieben, als welcher er zu einer Zeit ins politische Leben trat, wo der Kultus des idealistischen Liberalismus seine Triumphe feierte, und sein Hauptwerk, das Strafgesetzbuch, hat schwer darunter gelitten. Er ist dadurch außer stande gewesen, der zersetzenden Kraft der Demokratie, der er bei jeder Gelegenheit ein Loblied sang, entgegenzuwirken, zum Schaden der Ordnung im Innern, wo die Demagogie heute kommandiert, und der Beziehungen nach außen, wo er die Freunde verletzt und die neutralen und die Gegner nicht gewonnen hat. Aber seine Absichten, seinem Lande durch soziale und wirtschaftliche Reformen aufzuhelfen, waren immerhin edel und hätten mehr Anerkennung verdient. Es ist möglich, daß er manche seiner jüngsten Reformvorlagen durchgebracht hätte, wenn er einer größern Energie fähig gewesen wäre. Die größere Schuld an dem Versagen aller Reformarbeit trifft jedoch nicht ihn, sondern den Parla-

Feuilleton.

Das neue Modell.

22] Roman von Paul Oskar Höcker.
(Nachdruck verboten.)

Langsam, Schritt für Schritt, ging der Zug vorwärts. Die Comtisherren fuhren auf Automobilrädern immer wieder die Strecke entlang, um die Ungeduldigen zu beschwichtigen.

Von dem Geldgeschäft, das mit dem Rennen in Verbindung stand, hatte Donat noch keine rechte Vorstellung. Erst als er Capitant mit mehreren Herren verhandeln hörte, stieg in ihm eine Ahnung auf — und da konnte er ein peinliches Gefühl nicht loswerden.

So gut es ging, suchte Capitant seine Erregung hinter einer kordialen Freundlichkeit zu verbergen.

„An Ihren Namen heften sich in den nächsten Tagen heiße Wünsche, lieber Donat", sagte er, ihm einen Druckzettel zureichend, der „Tipps" enthielt, Winke über die Favoriten des Rennens.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen las Donat seinen eigenen Namen neben denen von bekannten Meisterfahrern, sowohl Amateuren, als auch Professionals.

Als Favorit galten am Startplatz der Engländer Edge, die Franzosen Charron, Fournier und Clement; er selbst, Donat, als einziger Deutscher.

Zuerst lachte er darüber; die Sache ward ihm aber bedenklich, als er wahrnahm, daß Capitant gleichfalls Wetten eingegangen war. Wieder und wieder kamen Herren an den Wagen heran, die mit Capitant geheimnisvoll sprachen, Händedrücke mit ihm austauschten, ihm Zettel einhändigten oder sich von ihm einhändigen ließen.

Es fiel ihm auf, daß Marion ihn immer hastig in allerlei Gespräche zu verwickeln suchte, sobald ihr Mann mit einem der Fremden sprach. Es war, als wollte sie verhindern, daß er hörte, was da verhandelt wurde.

In der langsamen Vorwärtsbewegung war ihr Wagen jetzt endlich in die dichte Nähe des Startplatzes gelangt. Die Sonne war aufgegangen. Dem wunderbaren Farbenspiel, das die ganze Landschaft zuerst in ein sattes Blau- rot getaucht hatte, bis die intensiven Tinten sich heller und heller färbten, hatte zuletzt das leuchtende, blendende Tageslicht der über der Gedenkpyramide von 1870 auftauchenden Feuerkugel ein Ende bereitet.

Donat gab es einen seltsamen Stich ins Herz, als er sich plötzlich, von dem grellen Licht geblendet, so greifbar nah dem Denkmal gegenübersah.

War es nur ein Nachlassen der Nerven nach dem langen Training, nach der langen Wartezeit in diesen frühen Morgenstunden: er sank mit einem Male ganz in sich zusammen. Es fröstelte ihn. Ein seltsam lähmender Druck legte sich auf sein Gehirn. Er mußte immerzu die mächtige Pyramide anstarren, in deren blinkendem Marmor und Erz sich die Sonne spiegelte. Der Preuße, der Deutsche regte sich in ihm. Er mußte der vielen wackeren Krieger gedenken, die auf den Schlachtfeldern dieses weiten Landes ihr Leben gelassen hatten, der älteren Kameraden, die mit dem Säbel in der Faust den Tod fürs Vaterland gestorben waren.

Was hatte dagegen ihn auf diesen Platz gebracht? War es seiner nicht unwürdig, daß er diese unsinnige Hetzjagd mitmachte?

Capitants Wetten verdrossen und erbitterten ihn über alle Maßen.

Man stand nur noch ein paar Baumlängen vom Start entfernt. Alle zwei Minuten senkte der Ordner die Fahne, das Zeichen für eine neue Abfahrt gebend. Dann schoß das betreffende Gefährt mit Blitzgeschwindigkeit vorwärts, sofort in eine dichte Staubwolke gehüllt, die sich noch nicht gelegt hatte, wenn der nächste Konkurrenzwagen folgte.

Donat hatte eine Lücke vor sich. Auf Capitants Anruf bemerkte er seinen Fehler und korrigierte ihn. Auch Marion war die plötzliche Veränderung Donats nicht entgangen.

„Sie wissen, was Sie uns schuldig sind", sagte sie zu ihm in nervös gereiztem Ton.

Er sah ihr Gesicht nicht. Durch die großen Gläser gewahrte er nur den zornig erregten Ausdruck ihrer sonst so schönen, verführerischen Augen.

„Was ich Ihnen schuldig bin?" erwiderte er, selbst gereizt, dabei schwer atmend.

Sofort legte Capitant ängstlich beschwichtigend seine Rechte auf Donats Arm. „Ruhe, Ruhe, liebster Freund; gewiß, wir haben unser Schicksal, unsere Existenz in Ihre Hände gegeben; aber das wissen Sie ja, bester Donat, und Sie werden uns schon nicht im Stich lassen — nicht zu Grunde gehen lassen — nicht wahr?!"

„Monsieur Donat, bitte, bis zur Barrière vorzurücken!" rief der Ordner.

Der Platz vor ihm ward frei. Er fuhr bis zu den beiden Fahnen, einer französischen zur Linken, einer deutschen zur Rechten, und hielt dicht neben dem Kontrolltisch. Ein Comitémitglied händigte ihm die Kontrollkarte ein.

Seit Wochen hatte er diese Sekunde in fieberhafter Spannung herbeigesehnt, und nun, da sie gekommen, erschien ihm alles so unwichtig, so erbärmlich. . . . .

Ein Aufschrei vor ihm riß ihn aus seinem Sinnen empor.

„Was ist geschehen?" rief alles durcheinander.

Inzwischen hatte sich die Staubwolke, die das letzte Fahrzeug aufgewirbelt hatte, wieder ein wenig gelegt. Weithin war die Straße leer.

„Wo ist der letzte Wagen?" rief Donat, der sich entsetzt aufgerichtet hatte.

Ein Kontrollbeamter rief von der Strecke aus in einer Entfernung von kaum 70 Meter dem Starter eine Meldung zu.

„Es ist ein Unglück passiert!" schrie man gleich darauf in wirrer Bestürzung.

Eine ungeschickte Hantierung des in begreiflicher Erregung befindlichen Wagenführers hatte genügt, um das Gefährt, das bereits mit fabelhafter Geschwindigkeit vorwärts sauste, aus der Bahn zu bringen. Wie ein Pfeil schoß es zur Seite, zwischen zwei Chausseebäumen hindurch, über den Graben und ins freie Feld.

Kreischend war die Menge, die längs des Grabens dem Schauspiel beiwohnte, zurückgefahren. Nun strömte sie hastig wieder zusammen, um die beiden Insassen des Wagens, der tief ins Erdreich eingesunken und für die Konkurrenzfahrt natürlich unbrauchbar geworden war, herauszuziehen. Dem unvorsichtigen Fahrer war nichts geschehen, nur sein Begleiter war betäubt.

„Bahn frei, Bahn frei!" schrie der Starter, der schon zwei Minuten zugegeben hatte, mit der Uhr in der Hand.

Unbeweglich hatte Donat dagesessen. Nun fühlte er plötzlich Marions Hand auf der seinen.

Die Aufregung, die sie soeben bei dem miterlebten Unfall ausgestanden, preßte ihr die Worte aus der Kehle: „Sie haben unser Leben in der Hand. Um alles in der Welt, ich beschwöre Sie, Donat . . ."

Da senkte sich die Fahne. Mit einem einzigen Handgriff setzte Donat das Fahrzeug in Bewegung — und in der nächsten Sekunde war es schon mitten in der sich lang hinziehenden Staubwolke, die auf der Chaussee die Bahn der vorausfahrenden Wagen bezeichnete.

Marion hatte die Augen geschlossen, ihre Zähne schlugen aufeinander. Eine furchtbare Angst erfüllte sie. Sie bemerkte, daß auch ihr Gatte mit zitternder Hand einen Anhalt an der Vorderlehne suchte.

Beide hatte das Vertrauen in ihren Führer verlassen.

. . . Donat hatte den Kopf vorgebeugt. Seine Rechte hielt die Steuerung. Die beiden Füße waren gegen die Bremse gelehnt. Die Linke hatte er Marion heftig, wie voller Ingrimm, entzogen. Ohne das Gesicht auch nur für einen Augenblick aus der Fahrtrichtung abzuwenden, regulierte er jetzt die Geschwindigkeit. Der Wagen sauste zunächst kerzengerade vorwärts. Von den Menschen, die längs der Chaussee zu Tausenden und Abertausenden standen, sah man nichts. Ihre Hochrufe hörte man nicht. Er richtete sein Augenmerk nur auf die Straße, die er durch die Staubwolke und die sofort mit einer Staubkruste bedeckte Schutzbrille als hellen Streifen erkannte, und auf die links und rechts die Fahrtrichtung bezeichnenden Flaggen. Vor Staub sah man nicht einmal, wie das Wetter geworden war. Die Sonne schien hinter Gewölk verschwunden. Auch von der Landschaft war in der ersten Stunde nichts mehr zu sehen. Erst als die „Marion" — unter den brausenden Jubelrufen der zufällig an den betreffenden Stellen postierten Zuschauer — eine Anzahl von Vorderwagen überholt hatte und eine größere Lücke in der Startreihe erreichte, die durch das Ausscheiden kampfunfähig gewordener Fahrzeuge entstanden war, kam man aus der Staubsäule heraus. Von den Ausgeschiedenen hatte man auf der Fahrt nichts wahrgenommen. Vielleicht lagen sie links oder rechts irgendwo im Graben, vielleicht hatten sie die Vorüberkommenden um Hülfe angerufen und man hatte sie weder gesehen, noch gehört. In rastloser Eile ging es vorwärts. Pausen gab es nur in den neutralisierten Ortschaften. Da nahm man einen Schluck Wein aus dem Glase, das irgend ein Enthusiast den Rennfahrern am Kontrollplatze zureichte, man ließ sich hastig die Reifen nennen, die die Konkurrenten gebraucht hatten, in größter Geschwindigkeit ging es dann weiter . . .

In der Kontrollstation Mont-Mirail hieß es: Hurgière habe sie als Erster erreicht, ihm folgte drei Minuten später Fournier, diesem nach sechs Minuten Charon . . . Man konnte aber nichts weiter hören; die Durchfahrtszeit war abgelaufen.

SLUB
Wir führen Wissen.